

Iris Schmidt

Weiß, wie Schnee

Wenn Christina wütend ist, steckt sie sich den Finger in den Hals und spuckt die Wut heimlich in die Kloschüssel. Irgendwann hilft das dann auch nicht mehr, da sind die Zähne schon kaputt und die Speiseröhre, vom ständigen Würgen der scharfen Magensäure. Auch das Haar fällt aus. Dafür wächst ihr jetzt ein feiner, dichter Flaum an den Wangen, der ihr Gesicht aufplustert, besonders wenn sie friert. Und sie friert eigentlich immer, auch unter drei oder vier Lagen von Kleidung, die um ihren dünnen Körper schlottern, zwei Pullover, zwei Jacken.

Wenn Christina in den Spiegel blickt, sieht sie in die Augen des elfjährigen Mädchens, das einen elfjährigen Kinderkörper hat. Dabei ist sie jetzt fast vierzehn. Das schmale Gesicht, woraus die Nase dünn und spitz hervorsticht, die Haut ist bleich und wächsern.

Ihr Blick ist der eines scheuen Tieres, unruhig, unstet. Ihr Blick erschrickt, wenn ihn ein fremder trifft.

Während der Mahlzeiten, wenn niemand hinsieht, schiebt sie Tommy mit der Gabel die Bissen auf den Teller oder steckt ihm das Essen unter dem Tisch zu. Sie greift, was sie mit ihrer knöchigen Hand fassen kann, und lässt es auf seinen Schoß fallen, halbe Brötchen, Kartoffelstücke, Apfelschnitze und Brotscheiben und Kekse. Tommy hat im Gegensatz zu Christina immer Hunger, während sie schon bei zwei Bissen anfangen will zu würgen.

Schau mal, mein Bauch, sagt Christina und biegt sich ins Hohlkreuz, dass die dünne Haut sich über den Därmen spannt. Mein Bauch ist ganz dick geworden.

Und Tommy legt seine warme Hand darauf.

Ich will, dass mich niemand mehr sieht, sagt Christina, und bald ist ihr Bauch wieder flach, dass die Hüftknochen hervorstehen.

Da schickt der Arzt die Kinder fort.

In den Zoo, sagt er und hält Christina am Handgelenk fest, bis alle gegangen sind. Da hilft ihr niemand mehr.

Wer nicht hören will ...

Und weil Christina störrisch ist wie ein Eselchen, muss man sie schließlich zu fünft bändigen. Man legt sie auf das Bett und drückt ihren dünnen Körper in die Laken, die Beine, die Arme, den Kopf, bis sie sich nicht mehr rühren kann. Dann schiebt ihr der Arzt den Schlauch durch die Nase bis in den Magen, dass Christina den Mund aufreißt und nach Luft schnappt, als sie das Plastik tief im Hals spürt, dort wo auch die Übelkeit immer aufsteigt.

Tommy kauft ihr eine Schneekugel im Zoo. Wenn man sie schüttelt, wirbeln die Flocken durch die kleine Glaskuppel, ein Schneesturm über einem Tannenwald, worin ein Rehlein steht.

Als Tommy zurückkommt, sitzt Christina auf dem Bett. Sie hat ihre Beine im Schneidersitz untergeschlagen und wiegt sich mit dem Oberkörper vor und zurück, vor und zurück.

Du magst doch Rehe ...

Aber ich mag den Wald nicht, sagte sie nur.

Und dann zeigt sie ihm die Abdrücke, die die Hände auf ihrem Körper hinterlassen haben, an ihren Handgelenken, die nicht dicker sind als ein Stöcklein.

Da nimmt Tommy die Schneekugel und wirft sie gegen die Wand, dass sie zerspringt, mit einem Klirr in tausend Splitter. Und weil das noch nicht genug ist gegen die Wut, schlägt er seinen Kopf hinterher. Die Wut lässt die Augenbraue aufplatzen, die man dann nähen muss mit drei Stichen.

Die Wut drückt die Schwester fünf Mal täglich mit einer Spritze in Christinas Bauch. Die Wut ist weich und breiig und klebt.

Was macht dich so wütend?, fragt der Arzt

Der Arzt ist klein und runzlig, wie ein Apfel, den man zu lange gelagert hat. Er trägt eine schlecht sitzende Perücke, kurzlockig und dunkelblond. Christina hat Lust, ihm das Kunsthaar vom Kopf zu reißen. Der Arzt wird schreien und sich mit seinen runzligen Händen den kahlen Schädel bedecken wie eine Blöße.

Apfelmännlein, denkt Christina.

Der Arzt legt die Holzfiguren vor ihr auf den Tisch, den Vater, die Mutter, das Kind, wie es sich gehört. Das Kind ist immer brav gewesen. Nur einmal nicht, da ist es alleine in den Wald gelaufen, um Kastanien und Eicheln zu sammeln für die Tiere. Die Eltern wollten mit ihr am Wochenende ins nahe Wildgehege fahren, dass Christina

schon ganz zapplig war in Erwartung, ihre geliebten Rehe wiederzusehen. Sie lief den Weg am Maisfeld entlang und summte ein Lied vor sich hin, schlenkerte die Plastiktüte dazu im Takt: Ein Männlein steht im Walde ... Es war sehr windig. Die Wolken waren weiß und grau und bauschig und verdichteten sich und trieben voneinander weg und vereinzelt sich wieder. Im Wald war es kühl und es roch feucht und modrig. Die Herbstsonne glitzerte durch die Blätter, Sonne, Schatten, Sonne und ein gleichmäßiges, stetiges Wehen und Wiegen, Flirren und Blinken, Rauschen und Rascheln, Donnern und Brausen.

Die Früchte lagen zu Hunderten auf dem Waldboden verstreut, sie waren vom Wind heruntergeweht worden. Und Christina sammelte sie auf, tat sie in ihre Plastiktüte. Als ihre Tüte voll war, machte sie sich auf den Rückweg. An den Sandalen klebte Matsch und sie strich die Sohlen an einem Stein ab. Die Plastiktüte war schwer, die Griffe schnitten ihr in die Hände.

An der Wegbiegung hat ihr dann das Krokodil aufgelauert, ganz still und stumm ... und hat ihre Kinderseele gefressen.

Wer nicht hören will ...

So ein sinnloses Spiel, denkt Christina, aber sagt es nicht, nimmt die Püppchen und stellt sie auf den Tisch, wie es sich für eine Familie gehört, das Kind in die Mitte, dass der Arzt ganz ratlos wird und nicht mehr weiß, was er anfangen soll mit dem Mädchen, das so störrisch schweigt.

Es wird ein schöner Sommer, gelb und weiß und blau. Die Kinder spielen Kindheit und lassen sich die Sonne auf die ausgedörrten Köpfe scheinen, auf die verschrumpelten Seelchen. Die Kinder lächeln und täuschen Unschuld vor. Sie bemalen sich die Gesichter mit Farbe, bis sie unsichtbar werden. Der Arzt entlässt den kleinen Robert aus seinem Bett, aus seinem Zimmer, hinaus in den Garten. Durch den er dann Kreise läuft und läuft und läuft und zwischen durch Kapriolen einbaut, wie ein toll gewordenes Zicklein.

Dem Robert hat der Vater die Mutter erschlagen, da ist er sieben gewesen und hat noch in die Hose gemacht. Am Ende läuft das Kerlchen dann ganze drei Stunden, ohne Pause, dass er gar nicht anders kann, als zurück auf sein Bett zu fallen vor Erschöpfung.

Als es Winter wird und die ersten Flocken gegen die Fensterscheiben wirbeln, wiegt Christina 50 Kilogramm, braves Kind.

Sieh nur, sagt die Mutter, so ein hübsches Mädchen bist du jetzt.

Und der Arzt gibt ihr die Hand zum Abschied, die behaarte, die verschrumpelte, und Christina will schon wieder zu würgen beginnen.

Um sich unsichtbar zumachen, trägt sie jetzt Tarnkleidung, grau und braun, unter der ihr Körper verschwindet. Und weicht jedem Blick mit ihrem aus. Auch dem Blick durch die Kamera, die Klassenfotos macht. Da schaut sie weg, als gehöre sie nicht hierhin. Doch hin gehört sie nirgends mehr, nur weiß das keiner.

Es wird Winter, und es wird Frühling, und die Apfelbäume blühen, weiß wie Schnee. Spieglein, Spieglein an der Wand ..., der über dem Waschbecken hängt, den sie eines Tages vom Haken nimmt und versteckt. Damit er sein Geheimnis nicht preisgeben kann.

Die Mutter kommt und stellt einen Apfelzweig in die Vase, der duftet süß.

Christina drückt den Teddy fest an sich, dessen Fell schon ganz abgewetzt und struppig ist, und seine Augen sind samtgrau und klar wie ein Kristall. Glasaugen, wie das Glas, das zersprang, als Tommy nicht mehr wusste, wohin mit seiner Wut.

Als die Eltern schlafen, geht Christina in die Küche, zieht die Schublade auf und nimmt das Obstmesser heraus. Im Badezimmer setzt sie sich auf die Toilette und ritzt sich in den Arm. Sie zieht die Klinge fest über die Haut, bis das Blut in feinen, dunkelroten Tröpfchen aus dem Schnitt hervorperlt.

Zum Gedenken an das Krokodil.

Dann wickelt sie sich einen Streifen Toilettenpapier um den Arm, bis das Blut gerinnt, die Wut, die ein schwarzer Klumpen ist, der in der Kehle sitzt.